

# Aus der Woche.

Welt und Leben unter der Lupe editerer Betrachtung.

## Die älteste Stadt der Welt.

Edgar Banks erzählt in Putnam's Monthly, wie er die Ruinen der ältesten Stadt der Welt entdeckt hat. Diese Stadt hieß Bismna und war seit unvorstelligen Zeiten in Vergessenheit geraten. Der amerikanische Gelehrte war nach Konstantinopel gekommen in der Hoffnung, daß der Sultan ihm gestatten würde, die im nördlichen Mesopotamien gelegenen Ruinen der Stadt Ur Kasim zu erforschen. Der Sultan wollte jedoch die Erlaubnis nicht geben, weil es ihm als einem Nachkommen des Propheten widerstrebt, daß ein christlicher Archäologe die Erinnerung an Abraham, den die Türken als einen der Vorfahren der Wölfer des Islam betrachten, jenseits des Iraks erwecken sollte. (Von Ur zog nach der Bibel Sarah, der Vater Abraham, nach Kanaan.) Nach jahrelangen Bemühungen hatte Banks dann schließlich einen kleinen Erfolg zu verzeichnen: ein Trade des Großherren ermächtigte ihn, bei Bismna Ausgrabungen vorzunehmen. Der Beginn der Arbeiten gestaltete sich sehr schwierig; fast ein Jahr verging, ehe die arabischen Arbeiter Wasser fanden. Erst als sie sicher waren, daß sie nicht vor Durst umkommen würden, gingen sie ans Werk. In einer Tiefe von fünf Metern erschienen die ersten Ruinen einer Stadt, die 1 1/2 Kilometer lang und fast 1 Kilometer breit war und durch das Bett eines Kanals in zwei Teile geteilt wurde. Die Ausgrabungen, die an den Ufern dieses Kanals vorgenommen wurden, führten zu der Entdeckung des ältesten aller je durch Ausgrabungen freigelegten Tempel. Die erste Inschrift, die man fand, war auf Basaltstein geritzt und stammt aus dem Jahre 3750 v. Christi. In einer Tiefe von vierzehn Metern unter dem Niveau des Bodens entdeckte Banks ein aus platonischen Ziegeln gebautes Platanum. (Platanon nennen die Archäologen die Ziegelsteine, die bei den babylonischen Gebäuden 4500 Jahre v. Chr. zur Verwendung kamen.) Die Echtheit der Marmor- und Basaltfunde ist über Zweifel und Verdacht erhaben. Die bemerkenswerten der Spuren einer uralten Zivilisation sind der Kopf einer kleinen Alabaster-Statue, der aus dem Jahre 3800 v. Chr. stammen dürfte, und einer Statue, der der Kopf fehlt (er wurde später an einer anderen Stelle gefunden), und als deren Entdeckungsjahr das Jahr 4500 v. Chr. angenommen wird. Der Alabasterkopf verdient eine ganz besondere Beachtung, weil man bis jetzt noch an keiner anderen babylonischen Statue so ausgesprochen semitische Merkmale konstatieren konnte. Das Gesicht ist lang und mager, die Lippen sind dünn und die Nase kann als Adernase bezeichnet werden. Die elfenbeinernen Augen sind mit Erdbasalt besetzt; die Augäpfel sind nicht angebeutelt. Die zweite Statue gehört einer Skulptur an, die vor etwa 6400 Jahren blühte; es ist also augensichtlich die älteste aller bekannten Statuen, was sie durch einen unansehnlichen Gebirgsstein — durch die Inschrift nämlich — beweisen kann. — Die Araber in Mesopotamien sind praktische Antiquare. Sie kennen den Wert der alten Kunstwerke und schreien vor keinem Mittel zurück, um sich ihrer mit möglichst geringen Kosten zu bemächtigen. Als sich die Nachricht von den Entdeckungen des amerikanischen Archäologen unter den Stämmen der Umgegend verbreitete, wurde sofort eine Expedition ausgesandt: eine Reitertruppe, die bis zu den Zinnen bewaffnet war, überließ das Lager bei Bismna und entführte die ältesten Ueberreste der babylonischen Kunst in die Wüste. Nach langen und mühsamen Unterhandlungen mit den berittenen Antiquaren der Wüste erzielte Banks schließlich soviel, daß die älteste aller Statuen den osmanischen Behörden ausgeliefert wurde. Trotz dieser glücklichen Lösung der Sache ordnete die türkische Regierung die sofortige Einstellung der Ausgrabungen an. Ob sie definitiv aufgegeben sind, weiß man nicht. Um bis zu dem ursprünglichen Boden der Stadt Bismna zu gelangen, müßten die Archäologen noch 11 Meter tiefer graben.

## Die Vassallentree der indischen Fürsten.

Im Hinblick auf die wachsende Abhängigkeit in Indien, die hier und dort schon einen offen ausgesprochenen revolutionären Charakter annimmt, scheint es zeitgemäß, die in England über die Welt verbreitete Vassallentree der indischen Fürsten zu beleuchten. Wenn man sich immer auf bloße Worte verlassen konnte, wäre es freilich über jeden Zweifel erhaben, aber alle Welt weiß, daß im Orient die Verhältnisse nicht so hoch im Kurs stehen haben. In einer Begründungsrede, durch die der Maharadscha von Jaipur den Vizekönig im November 1902 an seinem Hofe willkommen hieß, war von dem Hofen und echten Vassallentree die Rede, das die Fürsten ja nicht als Untertanen, sondern als freie Völker unter dem Schutz der Krone betrachten und bei dem bestehenden Verhältnisse in Indien die Vassallentree als ein Mittel zur Erhaltung der Ordnung betrachten. In demselben Sinne äußerte sich der Vizekönig, als er dem Maharadscha die Vassallentree erklärte. Er erklärte, daß die Vassallentree ein Mittel zur Erhaltung der Ordnung in Indien sei, und daß die Fürsten die Vassallentree als ein Mittel zur Erhaltung der Ordnung betrachten. In demselben Sinne äußerte sich der Vizekönig, als er dem Maharadscha die Vassallentree erklärte. Er erklärte, daß die Vassallentree ein Mittel zur Erhaltung der Ordnung in Indien sei, und daß die Fürsten die Vassallentree als ein Mittel zur Erhaltung der Ordnung betrachten.

der Anerkennung für diese Besehung unerbittlicher Erblichkeit und erklärte, die englische Regierung denke gar nicht daran, wie ihr oft fälschlich nachgesagt werde, den Vassallenstaaten in Hinblick auf Sitten, Gebräuchen und Gesetze einen völlig englischen Charakter aufzuprägen. Ohne eine ernsthafte Mahnung ging es freilich nicht ab, denn Lord Curzon äußerte bei jener Gelegenheit unzweifelhaft zur Verberzung für die schwelgerischen u. nichtstehenden unter den Fürsten: „Mein Ideal ist niemals der Schmelzterling gewesen, der planlos von Blume zu Blume flattert, sondern die Arbeitshand, die ihr eigenes Haus aufbaut und ihrem eigenen Honig erzeugt.“

Nach deutlicher in demselben Sinne hatte der Vizekönig sich drei Jahre früher dem Maharadscha von Gwalior gegenüber ausgesprochen: ein indischer Fürst könne für die Kaiserin-Königin kein lokaler Unterthan bleiben, wenn er sich seinem Volk als freier, unverantwortlicher Delpot erweise. Bei feierlicher Belehnung eines jungen mohammedanischen Fürsten des Staates Bahawalpur im November 1903 hielt dagegen Lord Curzon die Veranlassung für passend, an die Vassallenstaaten Worte zu richten, die deutlich darauf berechnet waren, sie über den Grad ihrer Abhängigkeit von den fremden Mächtern hinwegzuführen. Anstatt Schauspielerei in kleinen Rollen, könnten sie jetzt als Figuren auf einer großen Bühne gelten, und bildeten nicht mehr bloße archaische Verzerrungen des kaiserlichen Gebäudes, sondern wären Säulen geworden, die das Hauptdach mitunterstützten.

Das Klang ja für den so oft schwer auf die Probe gestellten Stolz der englischen Herrscher der großen englischen Kolonie ganz schön, wenn es mit den wirklichen Verhältnissen nur einigermaßen in Einklang zu bringen gewesen wäre. In Wirklichkeit ist den Vassallenstaaten von ihrer früheren Unabhängigkeit kaum ein Schatten übrig geblieben, und es wäre deshalb nur menschlich, wenn die Vassallenstaaten, die von den Lippen der gebemühten Herrscher so vertrauensvoll klingen, in ihrem inneren Herzen einen ganz anderen Widerhall finden. Gelegentlich macht sich denn auch ihre wahre Stimmung u. Gefinnung unüberhörbar Luft. Als der den minderjährigen Nizam von Hyderabad vertretende Regent, Saalar Jung, eines Tages Lady Meade, der Gemahlin des britischen Residenten, seinen Palast zeigte und sie ihre Bewunderung über sein Privatbathhaus lebhaften Ausdruck gab, bemerkte er bitter: „Ich kann dieses Gemach nicht mehr leiden, denn es ist das Zimmer des Zahnarztes, in dem mit alle Zähne ausgezogen worden sind.“ Er spielte mit diesen Worten sehr deutlich auf die Herrschaftsvorrechte an, die Sir Richard Meade ihm in demselben Räume im Auftrag der Zentralregierung zu Raskutta mit drohender Forderung nach und nach abgerungen hatte.

Im Grunde ihrer Seele empfinden die meisten indischen Fürsten wahrscheinlich ebenso, wenn es für sie auch ein Gebot der Selbsterhaltung ist, den fremden Herren, die nicht mit sich spaßen lassen, ihre wahren Gefühle nicht ins Gesicht zu legen.

## In Fehen gerissen.

Die Auerungen der englischen Presse über die vom „Temps“ gelegentlich des Besuchs des Präsidenten Fallieres ausgesprochenen Bündnis Hoffnungen sind so entschieden abnehmend, daß es der Mühe werth ist, sie aus der neuesten europäischen Post nachzutragen. Die ganze englische Presse antwortet mit einem „Nein!“, das zwar in die verschiedensten und immer höfliche Formen gekleidet wird, aber trotzdem sehr deutlich ist.

Daß die liberale Presse diese Haltung einnehmen werde, war von vornherein selbstverständlich; bemerkenswerth ist aber, daß selbst die deutschfeindlichen Blätter dasselbe thun. Die „Times“ bedauern, daß sich selbst gewöhnlich wohlinformirte französische Blätter haltlosen, extravaaganten Spekulationen hingeben. England werde unerschütterlich an der Entente festhalten, „Sonne aber keinen Grund dafür sehen, ihr heute eine weitere Ausdehnung und einen formelleren Charakter zu geben. Jeder Versuch dazu könnte nur die Tendenz haben, seine eigenen Ziele zu durchkreuzen, und würde die ganze Politik der Entente falschen Auslegungen aussetzen, die nicht im Interesse Englands oder Frankreichs wären.“

Der kaum weniger deutschfeindliche „Standard“ ist noch deutlicher. Zwischen Frankreich und England gebe es keinen Schutz- und Trupvertrag und werde es hoffentlich auch nie einen geben. Die Voraussetzung des „Temps“, daß England immer einen kontinentalen Verbündeten wünsche, sei ganz falsch. Allein und zur See sei England unangreifbarer als mit einem Verbündeten. „Wir können den Krieg von London fernhalten, aber es wäre höchst schwierig für uns, ihn aus Paris hinauszujagen.“ Die „Daily News“ nennt die Bildung einer Allianz geradezu „ein Unglück für den europäischen Frieden“ und erklärt, es sei große Wachsamkeit nöthig, daß nicht die Imperialisten beider Länder die populäre Stimmung, die aus der Liebe zum Frieden hervorgeht, für ihre Zwecke benütze. Solche würde England eine Allianz mit Widerwillen erfüllen, in der Rußland der dritte im Bunde wäre, denn „eine solche Kombination könne nur auf militärischen Kalkulationen oder der gemeinsamen Angst vor Deutschland ruhen.“

Der „Morning Leader“ erklärt, eine Allianz mit Frankreich oder mit dem Zweibund würde gegen Englands Interessen verstoßen, denn sie könnte nur gegen Deutschland gerichtet sein und würde Deutschland zwingen, in England einen Feind zu sehen. „Aber auch abgesehen von unseren Interessen, wünschen wir überhaupt nicht, durch kontinentale Intriguen in einen Kampf mit irgend jemand gezogen zu werden. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß die Antunft Fallieres mit dem Schluß des Besuches der deutschen Bürgermeister und der Eröffnung des Besuchs der deutschen Reichsboten zusammenfällt.“ Das Blatt fragt zum Schluß, wenn England und Frankreich gelernt hätten, einander zu verstehen, warum sollte das dann nicht auch auf Deutschland zutreffen? Eine gegenseitige Verständigung zwischen diesen drei Mächten wäre die sicherste Friedensbürgschaft.

Der liberal-imperialistische „Daily Chronicle“ schreibt: „Die Thatfache, daß die heutige Regierung, während sie ihr Festhalten an der Entente thatsächlich bewiesen hat, zugleich den Wunsch bewiesen hat, bessere Beziehungen mit Deutschland zu pflegen, ist ein Faktor, der der Permanenz der Entente zugute kommt. In manchen Kreisen herrscht noch immer die Idee — wir finden sie z. B. zum mindesten in einem Pariser Blatt —, daß die Entente von uns in einem aggressiv antideutschen Geist eingegangen worden ist. Diese Idee ist irrig.“

Diese Prehensajüge werden genügen, um die Stimmung in England gegenüber den französischen Anzupfungen zu charakterisieren.

## Der Botschafterwechsel in Berlin.

Eine Thatfache, die in unserem ganzen Lande, namentlich aber von uns Deutschamerikanern uneingeschränkt als ein Verdienst des Präsidenten Roosevelt anerkannt werden sollte, ist sein fortgesetztes eifriges Bemühen, mit dem Deutschen Reich die denkbar besten Beziehungen zu unterhalten. Die Ver. Staaten haben wohl selten oder nie einen Präsidenten gehabt, der in dieser Beziehung so viel gethan und erreicht hat. In den sieben Jahren Roosevelt'scher Administration ist nicht allein der Verkehr zwischen den beiden Ländern immer reger und lebendiger geworden, sondern auch das Verständniß der beiden Völker für einander hat sich immer mehr gehoben und vertieft.

Daß das so geworden ist, ist ein Verdienst des Präsidenten Roosevelt, das ihm voll und ganz zugeschrieben werden muß, wenn man auch nicht leugnen kann, daß er willige und sähige Mitarbeiter gehabt hat. In erster Linie darf man nicht vergessen, daß das Bestreben, ein möglichst herzliches Verhältnis für Deutschland herzustellen, bei Kaiser Wilhelm auf ein liebevolles Verständniß und auf ein begeistertes Entgegenkommen gestoßen ist. Aber auch die offiziellen Vertreter unseres Landes in der deutschen Reichshauptstadt haben, ebenso wie der deutsche Botschafter in Washington, mit Eifer und Geschick daran gearbeitet; eine Freundschaft besteht, die ohne gerade in formelles Bündniß „auszuarten“ — denn so muß man sich wohl mit Rücksicht auf die Grundzüge der amerikanischen Politik ausdrücken, nicht herzhilich genähert werden kann.

Besonders der letzte Botschafter in Berlin, Hr. Charlemagne Tower hat sich in dieser Richtung große Verdienste erworben, und diese nicht allein in Washington, sondern auch in Berlin stets bereitwillig anerkannt worden. Es ist ja allgemein bekannt, daß Hr. Tower in der persönlichen Gunst des Kaisers so hoch gestanden hat, wie vielleicht kein anderer von den in Berlin beglaubigten Vertretern fremder Länder. Das hat sich in den letzten Tagen wieder einmal deutlich genug gezeigt, als der amerikanische Botschafter seine Abschiedsaudienz beim Kaiser erhielt. Bei dieser Gelegenheit wurde nicht allein der übliche und von der Etikette vorgeschriebene Pomp beobachtet, sondern damit war zugleich ein herzlicher Zug von Familiarität verbunden. Schon das war eine große und seltene Auszeichnung, daß Hr. Tower aufgefordert worden war, seine Gemahlin mitzubringen, und als dann die offizielle Abschiedsaudienz in Gegenwart des Ministers erledigt war, da wurden die lieben Gäste von „Kaisers“ genöthigt, noch ein wenig zu bleiben“ und an der Familientafel theilzunehmen.

Charlemagne Tower hat jetzt von der Stelle seiner erfolgreichen Thätigkeit Abschied genommen, und sein Nachfolger, Dr. David James Hill, ist schon in Berlin eingetroffen, um die Geschäfte der amerikanischen Botschaft zu übernehmen. Ohne Sang und Klang ist er in der deutschen Reichshauptstadt eingetroffen, nicht wie der amtliche Vertreter eines mächtigen Reiches, sondern wie ein einfacher Privatmann. In einer gemüthlichen Prospekt fuhr er vom Bahnhof zum Hotel, wo er zunächst logiren wird, und wie ein gewöhnlicher Reisender trat er persönlich dem Landward, als er das Hotel betrat.

Das kann man vielleicht als republikanische Einfachheit ansehen, und diese mag Dr. Hill vielleicht auch zugeben sein als der formelle Pomp höflicher Sitte. Aber der Bedeutung seiner amtlichen Stellung entspricht das nicht, und in dieser Beziehung wird der neue Botschafter seine persönlichen Neigungen jedenfalls bekämpfen müssen, wenn er den an ihn gestellten Anforderungen gerecht werden will. Republikanische Einfachheit ist ja gewiß schön und gut; aber der Botschafter der Ver. Staaten muß auch äußerlich die Würde zeigen, die man von dem Vertreter eines der mächtigsten Reiche erwartet. Daß Charlemagne Tower dies in ungewöhnlich hohem Maße verstanden hat, das hat entschieden mit dazu beigetragen, ihm die angelegene Stellung zu verschaffen, die er in Berlin eingewonnen. Selbstverständlich ist es möglich, auch ohne solche Neigungen die amtlichen herzlichen Beziehungen zwischen den beiden Ländern aufrecht zu halten; aber die große persönliche Beliebtheit, die Hr. Tower beim Kaiser besessen und die ihm doch auch sein amtliches Wirken wesentlich erleichtert hat, würde er gewiß nicht errungen haben, wäre er als einfacher Mr. Tower und nicht in jedem Augenblicke als Botschafter der Ver. Staaten aufgetreten.

Hoffentlich wird auch Dr. Hill in Zukunft danach handeln. Gerade er sollte sich das zum Grundgesetz machen, um die Bekanten zu entlasten, die von vornherein gegen seine Ernennung laut gemordet waren und die gerade in dieser Richtung lagen.

## Aus dem Privatleben des Präsidenten Fallieres.

Armand Fallieres, der Präsident der französischen Republik, dessen Reife nach London vor Kurzem soviel erörtert ward, kennt eigentlich keinen größeren Schreden in seinem Leben als das — Reiten, und das Aller schlimmste sind für ihn die offiziellen Besuche, die er als Vertreter des Staates auszuführen hat. Wie er sich kürzlich in London gefühlt hat, wird man freilich nicht so leicht erfahren; aber aus seiner Abneigung gegen die Reiten in London zur Eröffnung irgendeiner Ausstellung oder eines öffentlichen Gebäudes hat er niemals einen Hehl gemacht. Bei solchen Anlässen leidet er wirklich, denn aller Pomp und alle Paraden, die mit solchen Feierlichkeiten nur einmal untrennbar verbunden sind, bleiben ihm stets gleich verhaßt. Es ist einer der kleinen Späße, die sich Clemenceau so gern leistet, daß er dem Präsidenten soviel als möglich offizielle Reiten vor schlägt. „Herr Präsident“, sagt er dann wohl im Kabinetsrath, „die Senatoren und Abgeordneten von Puy-de-Dome bringen sehr darauf, daß Sie im Juli zur Eröffnung des neuen Museums nach Clermont-Ferrand gehen.“ Dann irrt der Präsidenten Auge blickend von einem Minister zum anderen, bis endlich der Premier mit verengtem Schmunzeln sich an Dujardin-Beaumez wendet, der als der Handlungsreisende der Regierung gilt und beschwichtigend sagt: „Ja, Dujardin-Beaumez. Sie werden sich wieder einmal opfern müssen und für den Präsidenten nach Clermont-Ferrand gehen.“ Erleichtert athmet der Präsident dann auf und läßt Clemenceau und Dujardin-Beaumez dankbar zum Frühstück ein. — Nur eine März unternimmt der Präsident leidenschaftlich gern, wenn er im Spätsommer die Lust seines Amtes für kurze Zeit niederlegen und auf sein Gut nach Loupillon gehen kann. Hier sind alle offiziellen Schranken aufgehoben, und der Präsident wird wieder der einfache Bürger; reich und arm wendet sich an ihn als den Monsieur Fallieres. Ja, seine Altersgenossen nennen ihn nicht einmal so, für sie bleibt er der Monsieur Armand. Mit einer Tuschmied auf dem Kopf, ein paar dicke Kogelstühle an den Füßen und mit einem stattlichen Spazierstock ausgerüstet, wandert dann der Präsident befreit durch seine Weingärten, gibt seinen Leuten genaue Anweisungen und beaufsichtigt selbst die Weinlese. Seine beiden ältesten Freunde sind der Notar und der Priester im Dorfe. Als Fallieres zum erstenmal nach seiner Wahl zum Präsidenten wieder in die Ormair zurückkehrte, wollte ihm der Farmer herzlich gratulieren und begann seine Ansprache mit den Worten: „Herr Präsident...“ Weiter kam er nicht. „Hör, du“, unterbrach ihn der Präsident, „wenn du die noch einmal erlaubst, mich Herr Präsident anzureden, dann werde ich dich aus Loupillon verjagen lassen. Und nun in meine Arme, alter Freund.“

## Wenn früher einer ohnmächtig ward...

Wenn früher einer ohnmächtig ward, wurde er zur Ader gelassen... Wenn aber heutzutage die Opiat ohnmächtig wird, — dann wird in der Regel der Mann zur Ader gelassen!

Erst wenn man alt ist, erinnert man sich daran, daß man jung war. Man denkt nie daran, so lange man es noch ist.

Der neueste Gestalt heißt: Die Ethik. Wer viel davon trinkt, bekommt einen Gieb.

Um bei der Bevölkerung keinen Kartoffelbau aufkommen zu lassen, hat eine menschenfreundliche Hand nun auch den Koch mit den Erdäpfeln einprägend verbunden.

Das kann man vielleicht als republikanische Einfachheit ansehen, und diese mag Dr. Hill vielleicht auch zugeben sein als der formelle Pomp höflicher Sitte. Aber der Bedeutung seiner amtlichen Stellung entspricht das nicht, und in dieser Beziehung wird der neue Botschafter seine persönlichen Neigungen jedenfalls bekämpfen müssen, wenn er den an ihn gestellten Anforderungen gerecht werden will. Republikanische Einfachheit ist ja gewiß schön und gut; aber der Botschafter der Ver. Staaten muß auch äußerlich die Würde zeigen, die man von dem Vertreter eines der mächtigsten Reiche erwartet. Daß Charlemagne Tower dies in ungewöhnlich hohem Maße verstanden hat, das hat entschieden mit dazu beigetragen, ihm die angelegene Stellung zu verschaffen, die er in Berlin eingewonnen. Selbstverständlich ist es möglich, auch ohne solche Neigungen die amtlichen herzlichen Beziehungen zwischen den beiden Ländern aufrecht zu halten; aber die große persönliche Beliebtheit, die Hr. Tower beim Kaiser besessen und die ihm doch auch sein amtliches Wirken wesentlich erleichtert hat, würde er gewiß nicht errungen haben, wäre er als einfacher Mr. Tower und nicht in jedem Augenblicke als Botschafter der Ver. Staaten aufgetreten.

Hoffentlich wird auch Dr. Hill in Zukunft danach handeln. Gerade er sollte sich das zum Grundgesetz machen, um die Bekanten zu entlasten, die von vornherein gegen seine Ernennung laut gemordet waren und die gerade in dieser Richtung lagen.

# Haus- und Landwirthschaft.

## Bei der Fütterung von Malzkeimen ist das Hauptvermögen darauf zu legen, daß diese trocken, nicht staubig und pilzig sind, weshalb vor Allem zu beachten ist, daß die Malzkeime vor der Verfüterung durch Sieben von Staub und Sand befreit werden, den sie bisweilen in großer Menge enthalten. Bei unrichtiger Aufbewahrung ziehen Malzkeime leicht Feuchtigkeit an, werden durch Dampfung oder Verweilung sauer oder dumpfig und können in solcher Beschaffenheit ein recht gefährliches Futter abgeben. Um die Verdaulichkeit der Malzkeime bei der Fütterung an Wiederkäuer noch zu erhöhen, thut man gut, diese mit so viel Wasser anzufeuchten, wie sie durchmischen, und sie nicht mehr stauben und in diesem Zustand 24 Stunden stehen zu lassen.

## Aus weißen Zementplatten entfernt man Fettflecke durch Lebergelee mit Benzol, es muß stark nachgerieben werden. Selbstverständlich darf dies Verfahren, wegen der Feuergefährlichkeit des Benzols, nicht bei Licht ausgeführt werden.

## Aufbewahren von Zitronen. Am besten halten sich Zitronen frei hängend. Zu dem Zweck bindet man einen Zwirnsfaden fest um die kleine Spitze und hängt die Früchte in der Speisekammer auf. Will man nur eine halbe Zitrone gebrauchen, so schält man nur die untere Hälfte und schneidet dann diesen Theil ab. Der obere wird wieder fortgehoben, und es bildet sich an der Schnittfläche bald ein dünnes Häutchen, so daß der Saft nicht herausfließt.

## Rüden füttert man in den ersten Wochen alle zwei Stunden. Die Thiere erhalten nicht mehr als einmal, als sie sofort aufgehoben können. Liegen geliebene Futter verdirbt und verursacht Darmkrankheiten. Mit zunehmendem Alter der Rüden verkleinert sich die Zeitabschnitte auf eine drei- oder viermalige Fütterung. Stets ist den Thieren frisches und möglichst trockenes Futter zu geben, wobei die Gelegenheit zum Trinken durch Auffüllung von frischem Wasser oder Milch nicht fehlen darf. Grünfütter, fein geschnittenes Gras, Aler, Brennessel, Sand, Kies, Kalk muß den Rüden zum unbeschränkten Gebrauch zur Verfügung stehen. Wo es möglich ist, soll ein genügender Auslauf mit Grasfläche genährt werden.

## Zu welcher Jahreszeit soll Chilisalpeter im Garten gestreut werden? Die Frühjahrs- und Sommermonate sind die für die Salpeterverwendung geeignete Jahreszeit. Im Spätherbst ausgebreiteter Salpeter wird größtentheils während der Wintermonate verloren gehen. Regen- und Schneewasser waschen ihn so tief in den Boden, daß er von den Wurzeln nicht mehr erreicht wird, in das Grundwasser versinkt und abfließt. Den Chilisalpeter bringe man daher nur während der Monate März bis August zur Verwendung und gebe ihm den Pflanzen nur hauptsächlich dann, wenn sie in üppiger Vegetation sich befinden, beziehungsweise den größten Hunger nach Stickstoff zeigen. Gerade darin liegt ein so großer Vortheil dieser Düngung, daß man mit Hilfe von Salpeter im Stande ist, den Pflanzen zu jeder Zeit ihrer Entwicklung eine genaue, ihrem Bedürfnis entsprechende Menge von sofort aufnehmbarem Stickstoffnahrung zuzuführen.

## Durchfall der Ferkel. Der Durchfall der Ferkel ist entweder ein selbstständiges Leiden oder er bildet eine Begleiterkrankung einer anderen mehr oder weniger versteckten Krankheit. Erben wir hier von der letzten Art ab und fragen nur nach Mitteln, die geeignet sind, den Durchfall als selbstständiges Leiden zu bekämpfen, so wird sich die Behandlung im Wesentlichen danach richten müssen, welches die Ursachen des Durchfalls anzufassen sind. So kann, wie in den Mittheilungen der Vereinigung deutscher Schweinezüchter ausgeführt wird, u. A. schon die Herstellung eines warmen und trockenen Lagers die Befreiung des Leibes herbeiführen. Bei dem Durchfall der Saugferkel muß zunächst die Fütterung der Mutter Schweine geändert werden und ist diese Futteränderung oft allein schon hinreichend, das Lebel zu heben, besonders wenn dem Futter Bohnen- oder Erbsenstroh zugelegt wird. Auch Weizenwasser (durchgeseihtes Reis, sobald er eintritt, durch Wasser verdünnt) soll sich bewährt haben. Dieser wird unter Zuguh von etwas süßer Milch der säugenden Sau als Futter verabreicht. Bei Erkrankungen giebt man Aufgüsse von Kamillen oder Engländerkraut; sind schwarze, den Ferkeln unheimliche Stoffe Grund der Erkrankung, so thun Abkochungen von Veilweiden oft gute Wirkung. Verbundene Durchfall kann dadurch erloschen werden, daß die Ferkel nach dem Ablegen Sauermilch erhalten. Glauk

man, der Sauermilch aus irgend welchem Grunde nicht entziehen zu können, empfiehlt es sich, auf etwa 10 Quart Sauermilch 15 bis 20 Gramm Fischlerlein zuzufügen. Der Leim wird zunächst durch heißes Wasser aufgelöst und in diesem Zustande durch ständiges Umrühren der Sauermilch zugefügt. Unterstützt muß diese Fütterung werden durch Kleinfütterung, die bei zunehmendem Alter durch Werken- und Hahnerfütterung ersetzt werden kann.

## Blumen frisch zu erhalten. Besonders zu dieser Jahreszeit bedauern wir die rasche Vergänglichkeiten der zarten abgesehenen Blüten. Man hält sie einige Wochen frisch, wenn man etwas Ammonia in das Wasser gibt.

## Fettflecke lassen sich aus Seidenatlas am besten durch eine Mischung von Benzol und gebrannter Magnesia entfernen. Man legt unter den Seidenstoff ein dickes Schloßblatt und reibt die Flecke beständig damit ein.

## Weiße Strohhüte zu reinigen. Man bürstet den Hut erst tüchtig mit einer sauberen Bürste, dann mit lauwarmem Wasser und Seife ab, danach wird das Geflecht vorsichtig mit klarem Wasser abgeseigt. Der Hut darf nicht ganz durchnäßt werden, da er sonst zu sehr einläßt. Man läßt nun den Hut an einem luftigen, aber sonnenlosen Platz fast trocken werden, dann ist er tüchtig mit pulverisirtem Schwefel einzureiben. Unter diesem muß das Geflecht nun erst vollständig trocken. Man bürstet dann den überflüssigen Schwefel mit einer reinen Bürste ab.

## Vom Maulwurf. Unser bester Freund im Garten und auf der Wiese, der Maulwurf, hat von unverständigen Menschen noch immer viel zu leiden. Es hat fast den Anschein, als ob das Vorurtheil gegen ihn bekämpft werden könne. Für den Schaden, den die Engländer anrichten, macht man ihn verantwortlich und doch ist er gerade der Bestige aller schädlichen Gewürms, von dem er täglich eine solche Menge verzehrt, daß sie seinem Körpergewicht gleichkommt. Aber ihn also tödtet, schädigt sich und seine Nachbarn. Hat er einen Garten geäußert, so verzehrt er sich von selbst, um nicht Hungers zu sterben. Will man ihn aber unbedingt aus dem Garten vertreiben, weil er durch das Aufwerfen der Hügel lästig wird, so stehe man in die Lauföhre einen mit Petroleum und Terpentin getränkten Lappen, dessen Geruch ihm unträglich ist. Seine nützliche Wirksamkeit wird wenigstens dann nicht weiteren Gebieten entzogen.

## Die rothe „Beete“ oder rote Salatrübe. Der Gebrauch der rothen Rüben, auch Salatrüben oder rote „Beete“ genannt, wird bei den deutschen Hausfrauen immer mehr eingeführt; auch die Konservefabriken haben sie bereits mit Beschlag belegt, der beste Beweis dafür, daß ihre Beliebtheit im Steigen begriffen ist. Jede Hausfrau hat es in der Hand, sich selbst eine gute Ernte bei anspruchsloser Kultur zu sichern. Haben wir noch etwas Land übrig oder wollen wir unsere Rüben- oder Zwiebelbeete mit einer passenden Einfassung versehen, so wählen wir rote Rüben. Auch im Juli, wenn die Frühkartoffel- und Frühherbenerbeete abgeräumt sind, läßt sich noch in zweiter Tracht die rote Rübe anbauen, wenn auch die Ernte geringer ausfällt. Wir säen den Samen auf eine Reihe in Abständen von 1 Fuß (je 8 bis 10 Körner) aus. Nach etwa drei Wochen sind die aufgezogenen Pflänzchen so weit entwickelt, daß die Verbünnung gefahrlos kann. Man wählt ein kräftiges Exemplar aus und läßt es stehen, die übrigen werden schonungslos entfernt. Leere Stellen kann man durch die ausgezogenen Exemplare wieder bepflanzen, doch ist darauf zu achten, daß die Wurzel recht gerade in die Erde kommt. Auch ganz neue Beete können angelegt und mit den ausgezogenen Pflanzen belegt werden, wenn besondere Umstände einen weiteren Anbau wünschenswert machen. Reinhalten von Unkraut, Bedecken und Bedecken sind unerlässliche Bedingungen zum Gedeihen. Für den Winterbedarf nimmt man die Rüben aus der Erde, dreht das Kraut ab und schlägt sie im Keller in Sand ein.

## Die Bankiers von Massachussets interessierten sich lebhaft für einen Ballon-Ausflug. Wahrscheinlich handelte es sich um ein neues Experiment, verwehrte Aktien zum Steigen zu bringen.

## Bei aller vielgerühmten Friedensliebe der europäischen Mächte bedarf es von Zeit zu Zeit immer wieder gewaltthätiger Tugenden aufstauender Kriegsgerichte.

## In Frankreich dürfte man allgemach zu der Erkenntnis kommen, daß die beiden marokkanischen Brüder die angenehmen Brüder auch nicht sind.

## Italien will jedermanns bester Freund sein. Wenn es bei seinen Beziehungen nur nicht einen großen Bod schreit.